



Aus Freude am Lesen

Manchmal ist die Liebe stärker als eine Naturgewalt. Manchmal verschlingt sie alles um sich herum. Manchmal setzt das blinde Verlangen jede Ordnung außer Kraft. Daniel Emersons Leben mit seiner Freundin und deren Tochter verläuft in geregelten Bahnen. Bis ein heftiger Schneesturm über die kleine Stadt am Hudson River hinwegfegt. Und während die schneeüberladenen Bäume unter ihrem eigenen Gewicht zusammenbrechen, die Stadt im Chaos versinkt und alle Gesetze aufgehoben scheinen, verbringt Daniel eine leidenschaftliche Nacht mit der schwarzen Studentin Iris, die er lange schon heimlich begehrt. Eine Nacht, die alles verändert. Auf einmal sind alle Grundlagen seines Lebens in Gefahr: Seine Beziehung, seine Arbeit, das Wohl des Kindes, sein eigener moralischer Anspruch. Aber endlich ist Liebe das, was sie sein sollte: Die Bereitschaft, notfalls dafür zu sterben. Doch was darf Leidenschaft? Und was wiegt schwerer: Die Ordnung der Dinge oder die Liebe, die diese Ordnung außer Kraft setzt?

SCOTT SPENCER, geboren 1945 in Washington, D.C., gilt als einer der wichtigsten amerikanischen Autoren der Gegenwart. Er arbeitete lange Jahre als Journalist, unter anderem für die *New York Times* und den *New Yorker*. 2004 erhielt er – wie einst John Updike und Saul Bellow – das renommierte Guggenheim-Stipendium. Zwei seiner Romane – darunter »Während des Sturms« – waren für den National Book Award nominiert. Seine Bücher wurden millionenfach verkauft und zum Teil verfilmt. Er lebt in Rhinebeck in Upstate New York.

Scott Spencer

Während
des Sturms

Roman

Deutsch von Hans Pfitzinger

btb

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel *A Ship Made of Paper* bei Ecco/ HarperCollins, New York.

Just to Be With You by Bernard Roth, Copyright © by Arctic Music Corporation (BMI). Copyright renewed by Sunflower Music, Inc.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete

FSC®-zertifizierte Papier *Pamo House*

liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Januar 2012

Copyright © 2003 by Scott Spencer

Published by arrangement with Ecco, an imprint of Harper Collins Publishers, LLC

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010 by btb Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: Benedict Redgrove/ Gallery Stock

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

UB · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-73215-9

www.btb-verlag.de

Jo Ann

*On a ship that's made of paper
I would sail the seven seas*

»Just To Be With You«
Bernard Roth

Erstes Kapitel

Daniel und Hampton kamen zufällig zusammen, ohne dass sie es wollten. Sie waren keine Freunde – Hampton mochte Daniel nicht besonders, und Daniel hatte gute Gründe, Hampton lieber nicht unter vier Augen zu begegnen. Aber Daniels Freundin oder Partnerin, oder wie auch immer er sie nennen sollte, Kate, Kate war heimgefahren, um das Mädchen abzulösen, das sich als Babysitter um ihre Tochter kümmerte, und Hamptons Frau, hier gab es keine Mehrdeutigkeiten, seine Ehefrau, Iris, in die Daniel heftig verliebt war, hatte sich nach Hause begeben, weil sie sich um den gemeinsamen Sohn kümmern wollte. Daniel und Hampton waren zurückgeblieben, um nach einem blinden Mädchen zu suchen, einem verzweifelten blinden Mädchen auf Selbstzerstörungsmission, das heute von der Cocktailparty weggelaufen war, entweder um verloren zu gehen oder um sich suchen zu lassen – da war keiner sicher.

Die Suchmannschaft, vierzehn Leute insgesamt, bekamen alle Feuerwerkskörper – wer auch immer das verschwundene Mädchen finden würde, sollte die Rakete in den Himmel schießen, damit die anderen Bescheid wüssten –, und jedem Zweierteam wurde ein Abschnitt des Anwesens zugeteilt, in dem es nach Marie suchen sollte.

»Sieht nach uns beiden aus«, sagte Daniel zu Hampton, weil er irgendetwas sagen musste.

Hampton antwortete kaum und beachtete Daniels nervöses Geplapper weiterhin so wenig wie möglich, als sie von dem Herrenhaus über eine brachliegende Fläche mit wildem Gras liefen, die bald in einen dichten Wald mit Kiefern, Robinien, Ahorn und Eichen führte. Vom Kontrast ihrer Hautfarbe einmal abgesehen – Daniel war weiß, Hampton schwarz – sahen sich die beiden Männer in ihrer äußeren Erscheinung bemerkenswert ähnlich. Sie waren beide Mitte dreißig, etwas über eins achtzig groß, breitschultrig, ganz gut in Form. Sie waren sogar ähnlich angezogen: Khakihosen, weiße Hemden und blaue Blazer, nur war Daniels Jackett von der Stange bei Macys, während das von Hampton von einem chinesischen Maßschneider in der Stadt kam.

Zwei Jahre, nachdem er die Treppen in seinem Apartmentgebäude in New York hinuntergestoßen wurde, wobei er einen Handgelenkbruch erlitt, einen Schneidezahn einbüßte und, wie er es selbst ausdrückte, sich das Herz brach, lebt Daniel Emerson wieder in seiner Heimatstadt. Er fährt Ruby, die vierjährige Tochter seiner Freundin, zur Kindertagesstätte mit dem Namen »My Little Wooden Shoe«. Je nach Wetter dauert die Fahrt zehn bis fünfzehn Minuten, und obwohl Daniel weder Rubys Vater noch ihr Stiefvater ist, fällt es gewöhnlich ihm zu, das kleine Mädchen hinzufahren. Daniel kann nicht verstehen, weshalb Rubys Mutter sich so gern und beständig vom Tagesanfang ihrer Tochter fernhält; Kate Ellis kann frühes Aufstehen am Morgen nicht ertragen, ebenso wenig wie den Gedanken, sich mit Melody oder Tammy, Keith, Tamara, Griffin, Elijah, Avery, Stephanie, Joel, Tess, Chantal, Dylan oder irgendeinem anderen der Kinder im »Wooden Shoe« abzugeben, von deren Vätern und Müttern ganz zu schweigen. Daniel kennt einige von ihnen noch von damals, als er vor zweiunddreißig Jahren in dieser Stadt so alt war wie Ruby jetzt.

Daniel ist das schon recht. Er nimmt gern die Gelegenheit wahr, bei dem kleinen Mädchen die Vaterrolle zu spielen, und diese zehn Minuten am Morgen mit der süßen kleinen vierjährigen Ruby, mit ihren tiefgründigen, beseelten Augen und den wunderlichen Dingen, die sie damit sieht, ihrer schmach tenden Stimme und den kostbaren, wenn auch nicht immer ganz erinnerungswerten Sachen, die sie damit sagt, dem Geruch von Baby-Shampoo und Frühstücksmüsli im Auto, diese glän zende, kleine Zeitkapsel ist für ihn wie am Morgen Cellomusik hören oder Vögel mit geschäftigem Geflatter beim Nestbau be obachten, es erinnert einen einfach daran, dass – sogar wenn Gott tot sein sollte, oder es ihn sowieso nie gegeben hat – im Zentrum der Schöpfung etwas Zartes liegt, irgendein Sinn, ein Zweck und Poesie. Er glaubt an Elternliebe mit der Inbrunst eines Menschen, der selbst nicht geliebt wurde, und diese zehn Minuten mit Ruby an jedem Werktagmorgen, bevor er sie in »My Little Wooden Shoe« absetzt und dann in sein Büro fährt, wo er wenig Geld verdient mit einer eintönigen, provin ziellen Rechtsanwaltskanzlei, in der ziemlich eintönigen Stadt Leyden, hundertzwanzig Kilometer nördlich von New York City, diese sechshundert herrlichen Sekunden sind seine Art Gottesdienst, und der acht Jahre alte schwarze Saab mit all sei nen Mucken ist seine Kirche.

Oder war es, genau genommen. Denn unglücklicherweise ist das nicht mehr der Fall. Die Fahrt dauert immer noch zehn Minuten, Ruby ist immer noch fest in ihren Kindersitz auf der Rückbank des Autos geschnallt, ihr kräftiger kleiner Kör per steckt in einem lilafarbenen Overall, ihre quadratischen Hände mit den kurzen Fingern halten eine Schachtel Rosinen und einen Karton mit Traubensaft – und heute kommentiert sie alle markanten Punkte auf der Strecke: die Schule der gro ßen Kinder, den verlassenen Apfelparten, wo die knorrigen

alten Bäume im Morgennebel eingehüllt und so Angst einjagend verkrümmt scheinen, das große, gelbe Bauernhaus, wo immer irgendeine Art Flohmarkt stattfindet, die riesige Weide, wo jeden Juli das Volksfest veranstaltet wird, mit den Kühen und den Eiskremkugeln, dem Riesenrad und den Schießbuden – aber heute hat Daniel für Ruby lediglich ein ganz kleines bisschen Aufmerksamkeit übrig, denn sein Kopf ist erfüllt, besessen und vollständig beherrscht von einer sich ständig wiederholenden Frage: *Wird Iris da sein?*

Daniel hat die sperrige Last dieser Sehnsucht nun seit Monaten getragen, und bis jetzt war sein Verhalten makellos. Was Iris betrifft, waren die Regeln, die er für sich aufgestellt hatte, ganz einfach: anschauen, aber nicht berühren; sich nach ihr sehnen, sie aber nicht bekommen; denken, aber nichts sagen. Er will nur in einem Raum mit ihr sein, sehen, was sie anhat, an ihren Augen erkennen, ob sie gut geschlafen hat, ein paar Worte wechseln, sie zum Lächeln bringen, hören, wie sie seinen Namen ausspricht.

Bis vor kurzem hing es vom Zufall ab, ob sich ihre Pfade kreuzten. Wann sie Nelson brachte oder abholte, das war ein völliges Durcheinander. An einem Tag brachte sie ihn um acht, am nächsten um halb zehn – das kam auf ihren Stundenplan im Marlowe College an, wo sie sich aufs Examen vorbereitete, und genauso auf Nelsons Stimmung am Morgen, die unvorhersehbar war. Aber jetzt kommt sie auf einmal fast jeden Morgen zum selben Zeitpunkt wie Daniel, ihr Volvo Kombi biegt praktisch gleichzeitig mit seinem Auto auf den Parkplatz ein. Er fragt sich, ob sie das mit Absicht macht. Er hat den Punkt erreicht, wo er so oft an sie denkt, so oft einen Umweg macht, um an ihrem Haus vorbeizufahren, nach ihr Ausschau zu halten, überall, wohin er geht, dass es ihm schwerfällt zu glauben, Iris würde nicht – wenigstens manchmal – an ihn denken.

Daniel fährt auf den Parkplatz des »Little Wooden Shoe« und sieht ihr Auto bereits an der gewohnten Stelle stehen, dem Spielplatz mit den Klettergerüsten aus Redwood-Holz, dem Sandkasten und den Schaukeln zugewandt. Er freut sich so darüber, sie hier zu wissen, dass er lachen muss.

»Was ist denn so witzig?«, will Ruby wissen, als er sie von ihrem Autositz losmacht und hochhebt. Ihre Fragen sind direkt; wahrscheinlich würde sie später mal ganz schön hartnäckig werden.

»Nichts.«

»Warum lachst du dann?« Sie lächelt. Ihre Milchzähne sind braun verfärbt: Als Baby wurde ihr manchmal erlaubt, mit einer Flasche Saft in ihrer Wiege einzuschlafen, und der Zucker hat den Belag angegriffen. Jetzt sagt der Zahnarzt, das Beste sei, sie einfach ausfallen zu lassen. Doch die braunen, glanzlosen Zähne – dazu ihre leichte Körperfülle und ihre roten Wangen – lassen sie arm und ländlich aussehen, wie ein Kind im Hintergrund eines Gemäldes von Breughel.

»Nur verrückte Gedanken«, sagt Daniel. »Und du? Hast du mal verrückte Gedanken gehabt in letzter Zeit?«

»Ich will nach dem Kindergarten mit Nelson nach Hause gehen.«

»Das ist gar nicht so verrückt.«

Sie denkt einen Moment nach. »Ich will über Nacht bleiben.«

»Man weiß ja nie«, gibt Daniel zurück. Er nimmt sie hoch in seine Arme und dreht sie herum. Sie packt ihren Beutel fest, damit ihr Pausensnack und der Saft nicht herausfallen. *Frag ihn, frag Nelson, ob du über Nacht bleiben darfst*, hätte Daniel ihr am liebsten vorgeschlagen, aber das kann er sich gerade noch verkneifen. Iris hat heute eine gebügelte Baumwollhose an, die etwas zu kurz ist, und einen unförmigen, grünen Pullover, der

etwas zu groß ist. Ihre Kleidung ist selten elegant, und Daniel musste schon öfter denken, dass Iris selbst gar keine Vorstellung davon hat, wie reizend sie aussieht. Ihr dunkles Haar ist kurz geschnitten, sie trägt kein Make-up, keinen Schmuck, alles an ihr sagt: *Ich bin ganz gewöhnlich, es lohnt sich gar nicht, mich anzuschauen*. Vielleicht hat es ihn in die Randgebiete ihres Daseins verschlagen, weil er irgendwie im großen Plan des Lebens – und diese geheime, überwältigende Liebe lässt ihn an große Pläne glauben – der Mann ist, der sie zu ihrer eigenen Schönheit erwecken muss. Gibt es eine beiläufige, unaufdringliche Art und Weise, ihr zu sagen: *Weißt du eigentlich, wie schön du bist?*

Er will sie im Mondlicht an sich drücken. Er will ihre Schulter streicheln, bis sie eingeschlafen ist.

Sie hockt neben Nelson und flüstert ihm etwas ins Ohr. Er mag es, wenn er sie zusammen mit ihrem Sohn sieht, die Intimität dabei geht ihm durch und durch. Sie scheint die ideale Mutter zu sein: ruhig, aufmerksam und liebevoll, ohne zu erdrücken. Nelson ist ein gut aussehender Junge, kräftig, größer als die meisten Kinder in der Tagesstätte, einige Schattierungen heller als seine Mutter. Er hat etwas Aristokratisches und Herablassendes an sich: die Ausstrahlung von jemandem, der gezwungenermaßen mit Leuten zusammenleben muss, die seine Besonderheit nicht ganz zu schätzen wissen. Er nickt ungeduldig, während seine Mutter mit ihm spricht. Seine Augen leuchten auf, als er Ruby erblickt; er rennt zu ihr, und die beiden Kinder begrüßen einander auf eine wilde, fast possenhafte Art, halten sich an den Händen, hüpfen auf und ab. Iris seufzt laut und steht kopfschüttelnd auf.

»Tut mir leid«, sagt Daniel.

»Diese beiden«, sagt Iris.

»Es sah so aus, als hätten Sie ihm noch schnell ein paar Anweisungen gegeben«, bemerkt Daniel.

Iris schaut sich um, ob auch bestimmt niemand zuhört. »Ich habe eine Nachricht von Linda in seinem Fach gefunden. Anscheinend hat er gestern eines der anderen Kinder geschlagen.«

»Ach Gott, diese Erzieherinnen machen aus allem eine Katastrophe.«

»Ich will einfach nicht, dass das einzige afroamerikanische Kind im ganzen Kindergarten als einziges wegen Gewalttätigkeit auffällt.«

Sie hat in seinem Beisein noch nie auf Hautfarbe angespielt, und Daniel fragt sich, ob sie ihn jetzt ins Vertrauen zieht oder eher auf Distanz halten will.

»Haben Sie Zeit für eine Tasse Kaffee oder so was?«, fragt er.

Sie schaut auf ihre Uhr. »Ich muss in einer halben Stunde meinen Doktorvater treffen.«

»Das ist gar nichts im Vergleich zum dicht gefüllten Terminkalender eines erfolglosen Kleinstadtanwalts«, antwortet er.

»Wo ginge es denn schnell?«

»Im Koffee Kup. Der Kaffee ist so schlecht, dass sie ihren Namen mit K schreiben. Und die Beleuchtung ist so scheußlich, dass man unmöglich länger als fünfzehn Minuten dableiben will. Wir fahren um die Wette.«

Er fährt hinter ihr her, weil er sie nicht aus den Augen verlieren will, und er spürt diesen jungenhaften, leicht debilen Kitzel, auf ihren Hinterkopf zu schauen, auf ihre Hände am Steuerrad. Ein Aufkleber vom Marlowe College prangt an ihrer Heckscheibe. Der Anblick löst in ihm ein kleines Prickeln aus, von Mitleid und Zärtlichkeit – mit dreiunddreißig ist sie neu im Graduiertenstudium von Marlowe, und dass sie den Aufkleber an ihrem Auto anbringt, zeigt wohl den Wunsch, sich zu identifizieren, den Willen dazuzugehören – jedenfalls kommt es

ihm so vor. Sie hält sich auf dem ganzen Weg zum Miniatur-Broadway von Leyden genau an die Geschwindigkeitsbegrenzung von fünfunddreißig Meilen pro Stunde, und als sie vor dem Diner auf den Parkplatz einbiegt, schaltet sie den Blinker ein. Solch eine Hingabe an die Regeln, solch eine Verpflichtung der Sicherheit im Straßenverkehr gegenüber – es wäre grotesk zu glauben, so eine Frau könnte auch nur im Entferntesten an die Möglichkeit eines sexuellen Abenteuers denken, sich auf die harte Realität eines Seitensprungs einlassen.

Er wundert sich über seinen eigenen Eifer. Er ist wie ein Mann, der plötzlich merkt, dass er singen kann, der eines Tages unter der Dusche den Mund aufmacht und Musik bricht aus ihm hervor, strömt aus seiner Kehle wie pures Gold, nur der Zeitpunkt stimmt nicht: Er ist sechsunddreißig Jahre alt, er hat Verpflichtungen, und bis jetzt hat er der verwandelnden, beherrschenden Macht der Liebe nicht mehr Glauben geschenkt als dem Mythos von Atlantis. Doch dieses Begehren, dieses überwältigende Bedürfnis Iris anzuschauen – die nach seiner Überzeugung nicht nur schön ist, sondern auf eine Weise schön, die nur er wirklich zu schätzen weiß, eine Schönheit, die irgendwie nur für seine Augen geschaffen wurde –, das ist etwas, dem nachzugeben er sich gestattet hat. Was kann daran schon schlimm sein?

Daniel will weder jemandem weh tun, noch will er, dass ihm selbst etwas zustößt. Tatsächlich ist er ja hauptsächlich nach Leyden zurückgezogen, der Heimat seiner idyllischen, unspektakulären Kindheit, und hat eine blühende Karriere in New York City aufgegeben, weil er monatelang Angst davor hatte, dass ein oder mehrere Afroamerikaner ihn halbtot schlagen oder vielleicht noch weitergehen und ihn töten würden. Es war keine bloße rassistische Phantasie; man hatte ihm ohne Umschweife gesagt, dass er fällig sei. Daniel hatte einen Schwar-

zen erfolglos verteidigt, der wegen Drogenhandels angeklagt war, und am Tag der Urteilsverkündung flüsterte ihm ein kleiner, harmlos aussehender Schwarzer in einem blauen Anzug, weißem Rollkragenpullover und mit einem Brillanten im Ohr zu: »Halt die Augen auf. Du weißt, was ich meine?« Binnen einer Woche hatte sich Daniel so in seine Furcht verstrickt, dass er keinen dunkelhäutigen Menschen mehr sehen konnte – eine Putzfrau, einen Busfahrer, Akrobaten und Breakdancer im Washington Square Park, ein paar Highschool-Kids auf dem U-Bahnsteig –, ohne zu denken, dass dieser oder jener ein Abgesandter seines wütenden Mandanten sein könnte. »Ich habe Angst vor Schwarzen«, sagte er schließlich zu Kate. Er hatte sich noch nie so geschämt. Er kam sich wie ein Insekt vor, wie ein Narr. Kate ihrerseits hatte vollstes Verständnis. *Wenn man sich vorstellt, dass du diesen Vollidioten auch noch kostenlos verteidigt hast*, sagte sie immer wieder. Hatte ihm irgend etwas, was sie gesagt hatte, geholfen? Er kann sich nicht mehr erinnern. Er verbrachte noch zwei Monate damit, die Straßenseite zu wechseln, um verdächtig aussehenden Dunkelhäutigen aus dem Weg zu gehen, gab ein Vermögen für Taxifahrten aus, rieb sich auf mit Schrecksekunden und Unterstellungen, fühlte sich schwach und hasste sich selbst, und dann hatten sie ihn trotzdem erwischt.

Daniel und Iris betreten das Koffee Kup gemeinsam. Von den drei Frühstückslokalen in Leyden ist dies das älteste, und die Stammkundschaft sind Einheimische. Der Laden ist einfach und spärlich eingerichtet, mit einer hohen Decke, an der Ventilatoren angebracht sind, einer Reihe dunkler Holznischen, einer langen Resopaltheke und ein paar verstreuten Tischen am Fenster. Die Frauen, die den Laden führen – Provinzlerinnen mit wechselvollem Privatleben und einem Hang zum Necken und Sprücheklopfen – machen um sechs

Uhr morgens auf, wenn die Truckfahrer, kleinen Bauunternehmer und Farmarbeiter sich bei Eiern mit Schinken versammeln. Jetzt, mit den Veränderungen in Leyden, mit immer mehr Leuten, die aus der Stadt zuziehen, gibt es schickere und, ganz ehrlich gesagt, bessere Plätze zum Frühstück, aber Daniel schaut immer noch häufig im Doppel-K vorbei, wohin ihn seine Eltern zum ersten Restaurantessen mitgenommen hatten. Er hält Iris die Tür auf, wobei er weiß, dass sicher Leute hier sein werden, die er kennt, Leute, denen er zunicken oder die er begrüßen oder mit denen er sogar reden muss. Kate wird jedoch bestimmt nicht hier sein. Es ist noch nicht einmal neun, und sie wird wahrscheinlich noch schlafen, oder, wenn sie wach ist, noch im Bett liegen. Kann gut sein, dass sie sich eine Tasse Wiener Röstung aus der Thermoskanne einschenkt, die er ihr immer ans Bett stellt, bevor er am Morgen mit Ruby losfährt.

Daniel und Iris sitzen an einem Tisch in der Nähe des Schaufensters. Die jüngste der Bedienungen, Becky mit dem Pferdeschwanz und dem Piercing, bringt Daniel einen Kaffee und ein Glas Wasser, was sie immer macht, sobald er sich hinsetzt.

Für Iris bringt sie nichts – ja sie scheint deren Anwesenheit nicht einmal zu bemerken.

»Ich glaube, wir brauchen noch einen Kaffee, Becky«, sagt Daniel zu ihr. Becky wirkt einen Moment irritiert, dann wendet sie sich an Iris und schaut sie an, als ob sie sie zum ersten Mal sieht.

»Oh, Verzeihung«, sagt sie mit teilnahmsloser Stimme.

»Haben Sie Koffeinfreien?«, fragt Iris freundlich lächelnd. Sie hat eine Lücke zwischen den Vorderzähnen.

»Sie wollen Koffeinfreien?«, fragt Becky. Sie stößt einen Seufzer aus.

»Das wäre toll«, sagt Iris zu Becky.

Was Daniel nicht sieht: Iris klopft nervös mit dem Fuß auf den Boden. Die etwas unfreundliche Art der Bedienung wegen des koffeinfreien könnte zu Ärger führen. Iris möchte die Sache am liebsten übergehen; ihren Ehemann dagegen würde die kleine Unverschämtheit in Rage versetzen, wenn er jetzt hier wäre. Er ist dünnhäutig, sein Radar für Kränkungen ständig eingestellt, ständig bereit, den gesellschaftlichen Horizont nach anfliegenden Raketen abzusuchen. Iris hat mit ihm in unzähligen Restaurants gegessen, während er die Bedienung wütend angestarrt oder ungeduldig mit dem Kellner gestikuliert hat, die Suppe zurückgehen ließ, den Fisch zurückgehen ließ, mit dem Geschäftsführer sprechen wollte und mit ein paar wohlgesetzten Worten klarmachte, dass mit ihm nicht zu spaßen ist. Und nicht nur in Restaurants sorgt diese fein eingestellte Empfindlichkeit gegen Beleidigungen dafür, dass simple Ausflüge zu einer Art verzweifeltem Krieg gegen Vorurteile werden. Bei einem Spiel der Yankees, wenn der Platzanweiser zum zweiten Mal Hamptons Ticket sehen will, in der ersten Klasse auf einem Flug nach Hawaii, wenn die Stewardess vergisst, ihm ein Extrakopfkissen zu bringen und dann sagt, es gebe keine Macadamia-Nüsse mehr, beim Jaguar-Händler, wenn der Autoverkäufer ihnen eine Probefahrt verweigert, bevor er nicht den Führerschein kopiert und einen Abdruck der American-Express-Karte genommen hat.

»Wahrscheinlich müssen die erst eine frische Kanne koffeinfreien machen«, sagt Daniel. »Haben Sie denn so lange Zeit?«

Sie reden über die Kinder, und Daniel spürt, wie die Minuten verstreichen; es ist ein Gefühl, als ob man verblutet. Er möchte liebend gern wissen, ob Iris sich daran erinnert, dass er nicht Rubys richtiger Vater ist. Wie kann er das Thema an-

sprechen, ohne kleinkariert zu wirken? Der Kaffee für Iris lässt immer noch auf sich warten, und sie schaut auf ihre Uhr, wirft einen Blick über die Schulter auf Becky, die ohne Eile mit einem alten Mann mit Traktorkappe und Hosenträgern redet.

»Ich hab gerade eine schwere Zeit an der Uni«, sagt Iris, »und ich darf zu diesem Termin bei meinem Doktorvater nicht zu spät kommen. Der denkt sowieso schon, dass ich eine Niete bin.«

»Wie kommen Sie denn darauf?«

»Ich mache meinen Doktor in Amerikanistik, und ich kann nicht mal ein Thema für meine Arbeit finden. Ich ändere es dauernd. Die Sache ist die: Ich will wirklich meinen Abschluss machen, aber ein anderer Teil von mir wäre froh, ewig zu studieren. Es macht solchen Spaß, und ich muss ja auch nicht meine Familie ernähren.«

»Als ich Sie zum ersten Mal getroffen habe, haben Sie an Thurgood Marshall gedacht.«

»Das war die Idee meines Mannes. Marshall war irgendwie mit seiner Familie befreundet. Na ja, seitdem haben sich die Themen oft geändert. O Gott. Die lange Zeit, die ich von der Uni weg war, die ganze Ehe und Mutterschaft, das hat irgendwie mein Gehirn aufgeweicht. Ich kann mich zurzeit ganz schwer konzentrieren.«

»Ich mochte die Uni nie«, sagt Daniel, obwohl das nicht stimmt. Er weiß nicht genau, weshalb er das gesagt hat.

»Ich mag sie. Ich mag nur mein Gehirn momentan nicht.« Ihr Lachen ist weich, herzerreißend. Sie schiebt die Ärmel ihres Pullovers hoch, zeigt ihre ausgeprägten Unterarme, dunkel und haarlos. »Ich muss jetzt unbedingt los«, sagt sie.

»Das ist ja furchtbar. Sie haben nicht mal Ihren Kaffee bekommen.«

»Das macht nichts.« Ihr Herz rast; wie lang wird er brau-

chen, bis ihm klar wird, dass die Bedienung sie absichtlich nicht bedient hat? »Außerdem haben Sie gesagt, dass der Kaffee hier sowieso nicht sehr gut ist.«

»Na, dann trinken Sie wenigstens das Wasser. Das Wasser ist ausgezeichnet.«

Draußen lassen sie sich einen Moment Zeit. »Becky war heute wirklich komisch«, sagt Daniel.

»Becky?« Iris sieht es kommen; er wird sich in ihrem Namen empören. Er wird ihr Prinz in der glänzenden liberalen Rüstung sein.

»Ja, unsere Bedienung«, sagt er. Sein Puls geht schneller, er hat einen Weg gefunden, zu sagen, was er schon so lange sagen wollte. »Die Sache mit Becky ist die: Sie verhält sich schönen Frauen gegenüber merkwürdig.« Da. Es ist gesagt. Er macht eine hilflose Bewegung, als ob er sein Leben hochwirft, um zu sehen, wo es landen könnte. Er traut sich nicht, sie anzuschauen. »Denn das sind Sie. Außergewöhnlich schön.«

»Oh.« Sie sagt es, als wäre er ein Kind, das mit etwas Bewundernswertem angekommen ist. »Danke.«

»Ich schulde Ihnen immer noch eine Tasse Kaffee«, sagt er. »Wie wär's mit morgen?«

»Morgen ist Samstag«, antwortet sie.

Er sieht ihr nach, während sie zu ihrem Auto eilt. Der Himmel ist dunkelblau, und die Herbstsonne ist warm und beständig, als würde sie versprechen, dass es nie Winter wird. Eine leichte Brise weht die Straße hinunter und trägt den Duft der allmählich absterbenden Blätter mit sich, den Duft eines zum letzten Mal gemähten Feldes, den Duft des Flusses. Was kann dir die Welt antun mit ihrer Schönheit? Kann sie dich auf den Schultern tragen, als ob du ein Held wärst, kann sie dich jauchzend hochheben und in die Arme nehmen, als ob du ein Kind wärst? Kann sie dein verschüchtertes Herz anstacheln, dich

dazu drängen, endlich das zu ergreifen, was du klammheimlich ersehnt? Ja, all das, und noch mehr. Die Welt kann dich mit ihrer Schönheit erdrücken.

Früher, in New York, hatte Daniels Firma Büroräume, die drei Stockwerke in einem eleganten Art-déco-Gebäude an der Lexington Avenue einnahmen. In der Lobby gab es astrologische Mosaiken, über den Messingtüren des Aufzugs waren filigrane Ziffern angebracht. Aber hier in Leyden hat er einen Arbeitsplatz, der an Bescheidenheit seinen Aufträgen gleichkommt, zwei Zimmer in einem Holzrahmenhaus nicht weit vom Stadtzentrum. Es ist ein ödes, irgendwie dumpfes Gebäude, die architektonische Entsprechung einer Gouvernante, einer Nonne, einer alten Jungfer; früher, von 1925 bis 1960, war es tatsächlich mal ein Wohnheim, das zwei Musik liebenden, frei denkenden Schwestern aus Deutschland gehörte und ausnahmslos für unverheiratete Frauen da sein sollte – vornehme Ladenbesitzerinnen, Lehrerinnen und eine Frau mit Namen Marjorie Ingersoll, die ein kleines Privateinkommen hatte, das sie mit Mal- und Zeichenstunden aufbesserte. Ihre munteren Landschaftsbilder mit den wild bewegten Himmeln und den steil abfallenden Tälern und Bergen hängen immer noch im Treppenhaus und auf den Gängen. Heute wird das Haus als Bürogebäude genutzt, und Daniel hat dort eine Zwei-Zimmer-Suite gemietet, wo jahrhundertealte Robinien mit ihren Ästen an den Fenstern kratzen, sobald auch nur eine leichte Brise weht. 850 Dollar im Monat – dafür hätte er in der City gerade mal 30 Quadratmeter in Staten Island bekommen.

Daniel steigt die hinteren Treppen zum ersten Stock hinauf. Er ist so sehr in Gedanken versunken und spielt noch einmal die Was-wäre-wenn-Möglichkeiten des morgendlichen Treffens mit Iris durch, dass er vergisst, mit wem er heute den ers-

ten Termin hat: mit seinen Eltern. Sie haben angekündigt, dass sie ihr Testament ändern wollen. Daniel vertritt sie nicht als Anwalt; mit den wenigen juristischen Angelegenheiten, die im Laufe ihres Lebens auf sie zukamen, wurde der Oldtimer der Stadt betraut, Owen Fitzsimmons, ein seltsam unkörperlich wirkender alter Typ mit Grabesaugen und eiskalten Händen. Fitzsimmons war lange Jahre als Patient von Daniels Vater in chiropraktischer Behandlung, und als Mrs. Fitzsimmons noch am Leben war, fuhren die beiden Ehepaare zusammen in Golfurlaub nach Phoenix oder nach San Diego und gründeten in den späten siebziger Jahren einen Weinproben-Verein, der in Leyden ziemlichen Erfolg hatte. Eines Sommers reisten sie zusammen nach Schottland und Irland, wo sie in Schlössern übernachteten, Golf spielten und nach ihrer Rückkehr Pläne schmiedeten, in den Ruhestand zu gehen und auszuwandern, auf die »Britischen Inseln«, wie sie sich auszudrücken pflegten. Als seine Eltern anriefen, um einen Termin auszumachen, fragte sich Daniel, ob sie vielleicht Krach hatten mit Fitzsimmons. Aber das kam ihm unwahrscheinlich vor. Daniel fand Fitzsimmons so eitel wie halsstarrig: ein eiskalter Mann in einem abgetragenen blauen Blazer mit einem mysteriösen Wappen auf der Brusttasche. Aber schließlich waren Daniels Eltern – Carl und Julia Emerson – nicht weniger halsstarrig, und mit Fitzsimmons hatten sie sogar das Kreislaufproblem gemeinsam, das die Durchblutung verhindert, die nötig ist, um Hände, Finger und insbesondere Fingerspitzen auf der Körpertemperatur eines Säugetiers zu halten. Weil es zu ihrer Arbeit gehörte, Menschen zu berühren, hauchten sie ständig in die Hände beim Versuch, sie zu erwärmen.

Daniels Sekretärin heißt Sheila Alvarez. Sie ist eine korpu-lente Frau mit rundem Gesicht. Ihre dunklen Zöpfe wickelt sie um den Kopf, so dass sie wie ein dunkler Korb aussehen,

und sie trägt aufwendige Halsketten mit winzigen Steinen, Muschelstücken und pantheistischen Amuletten. Sie ist die unattraktivste von drei Töchtern, eine der Frauen, deren Aufgabe es war, sich um die alten, leidenden Eltern zu kümmern. Als die starben, war sie ganz allein auf der Welt und emotional zu erschöpft, um daran etwas ändern zu können. Sie unterhält ein ausgedehntes Netz von Freundinnen, mit denen sie ständig telefoniert. Aber sie ist verlässlich und effizient, und seit dem letzten Winter, als sie krank wurde und Daniel ihr trotz langer Rekonvaleszenz nicht nur den Job freihielt, sondern auch noch den Teil der Krankenhausrechnung übernahm, der von der Versicherung nicht bezahlt wurde, verhält sie sich Daniel gegenüber unbedingt loyal, beschützend und wachsam, als sei das Büro unter ständiger Attacke oder von Attacken bedroht, auch wenn das selbstverständlich nicht der Fall ist. Es ist nun mal nur eine langweilige Landkanzlei, in der ein Kriminalfall auf zehn Immobilienabschlüsse kommt, und die Kriminalfälle landen nur selten vor Gericht.

Mit dieser Kanzlei kann er kaum einen ausreichenden Lebensunterhalt verdienen – tatsächlich holt er nicht viel mehr für sich heraus als das, was er Sheila bezahlt –, und im Vergleich zu seinem früheren Berufsleben ist sie eher ein Lagerfeuer als ein Flammen sprühender Hochofen. Manchmal kommt es Daniel bemerkenswert vor, dass er dieses ruhige Landleben gewählt hat und es auch noch so angenehm findet. Von New York wegzugehen war daher eigentlich eine Flucht, aber er hätte irgendeinen Ort mit mehr Menschen wählen können, mit besseren Fällen, mehr Geld verdienen. Dennoch ist er hier, zurück in Leyden. Jahrelang hatte er jedes Mal, wenn er wegging, das Gefühl, es zum letzten Mal zu sehen – während der Highschool, im College, an der juristischen Fakultät, nach den Ferien, Sommeraufenthalten, dem Begräbnis eines alten

Freundes von der Grundschule. Als Kate einwilligte, mit ihm nach Leyden zu ziehen, spürte sie, dass Daniel in der Nähe seiner alt werdenden Eltern sein wollte, und obwohl es ihr nicht ganz recht war, sah sie nicht, wie sie ihn von der Erfüllung seiner Sohnespflichten abhalten konnte – wenn jede Geschichte, die er ihr jemals über seine Eltern erzählt hatte, sie wie gleichgültige Monster erscheinen ließ, zwei hochaufragende Rührmichnichtans, die Daniel behandelten, als wäre er nicht ihr Sohn, sondern ihre Bürde, einer dieser Jungen aus einem Roman des 19. Jahrhunderts, ein wilder Neffe, der von einem Flittchen von Schwester zurückgelassen wurde, ein Waisenkind, dessen Eltern unter mysteriösen Umständen in Indien verschwunden sind, eine kleine menschliche Schweinerei, die jemand aufputzen muss.

Als Daniel die Tür zu seinem Vorzimmer hinter sich schließt, legt Sheila den Hörer auf. Sie beendet ganz schnell ihr offensichtliches Privatgespräch, aber ihr Lächeln ist warm und ohne Schuldgefühle.

»Alles in Ordnung hier?«, fragt er.

Sie legt einen kurzen, mit Ringen geschmückten Finger über ihre Pfirsichlippen und kritzelt dann rasch eine Nachricht auf einen gelben Klebezettel. »Ihre Eltern warten drinnen auf Sie«, steht da.

Er hat wirklich vergessen, dass sie kommen, und er spürt tatsächlich eine kleine Abneigung, aber er übertreibt seine Gefühle, um Sheila zu amüsieren – sein Gesicht wird zur unbewegten, starren Maske mit gespielter Entsetzen. Er zerknittert die Nachricht, seine Augen schießen hin und her, als ob er gleich wegrennen würde. *Was soll ich machen?* Seine Lippen formen die Wörter stumm. Seine Hand fährt an seine Kehle. Sheila lacht, ebenfalls lautlos, dann lehnt sie sich in ihrem federnden Hightech-Bürostuhl zurück, und der moderne Appa-



Scott Spencer

Während des Sturms

Roman

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-73215-9

btb

Erscheinungstermin: Dezember 2011

Was die Liebe in uns auslöst - und was sie in uns zerstört

Manchmal ist die Liebe stärker als eine Naturgewalt. Manchmal verschlingt sie alles um sich herum. Manchmal setzt das blinde Verlangen jede Ordnung außer Kraft. Daniel Emersons Leben mit seiner Freundin und deren Tochter verläuft in geregelten Bahnen. Bis ein heftiger Schneesturm über die kleine Stadt am Hudson River hinwegfegt. Und während die schneeüberladenen Bäume unter ihrem eigenen Gewicht zusammenbrechen und die Stadt im Chaos versinkt, verbringt Daniel eine leidenschaftliche Nacht mit der schwarzen Studentin Iris. Eine Nacht, die alles verändert. Auf einmal sind alle Grundlagen seines Lebens in Gefahr: Seine Beziehung, seine Arbeit, sein eigener moralischer Anspruch. Aber endlich ist Liebe das, was sie sein sollte: Die Bereitschaft, notfalls dafür zu sterben. Doch was darf Leidenschaft? Und was wiegt schwerer: Die Ordnung der Dinge oder die Liebe, die diese Ordnung außer Kraft setzt?